

Die Ebersburger.

Eine Geschichte aus alter Zeit von Fritz Nibel (Mainz).

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Welfs Entschluß war gefaßt. Ohne von Waltrudis und Frau von Wedern Abschied zu nehmen, eilte er durch die engen Gassen nach der Abtei, in deren weitem Hofe sich zu dieser Stunde die Rotten des Kriegsvolks zum Auszug versammelten. — Eben wurde das gewappnete Streitross des Bruders Volter vorgeführt, der in voller, schimmernder Wehr die breite nach dem Hof führende Steintreppe herabschritt und die freudigen Zurufe der Mannen mit freudlichem Handwinken erwiderte.

Welf näherte sich ihm, erfaßte die ihm zum Abschiede gereichte Rechte und stieß hastig hervor:

„Ich komme nicht, dir Lebewohl zu sagen — mit einer Bitte nah' ich dir! Ist dir mein Schwert genehm, so reiße mich in die Scharen deiner Streiter!“

„Du willst mit zu Feld, Welf?“ fragte der Bruder verwundert.

„Nach Kampf und Streit gelüftet's mich, denn das erhoffte Glück hat sich als Trug erwiesen!“ antwortete Welf bitter.

„Du Armer —, hab' ich's doch vorausgesehen! Patrizierdünkel kennt nicht Dankbarkeit und tötet jedes wärmere Empfinden! Laß dir durch diese bittere Erfahrung dein frohen Lebensmut nicht rauben und vergiß sie, die ein Spiel mit dir getrieben!“

„Du tust ihr unrecht, Freund! Herlinge hat vor ihrem Vater freien Mutes ihre Liebe zu mir bekannt, und unerschütterlich bewahrt sie mir die Treue! Drum geb' ich nie die Hoffnung auf, wenn auch ihr Vater in starrem Troke unsrem Glücke wehrt. Vom Dienste der Stadt Frankfurt hab' ich mich losgesagt; frei bin ich wie der Vogel in der Luft, und eine reiche Zukunft liegt vor mir. So werd' ich im Vertrauen auf die eigne Kraft und mit dem starken Willen, der mich spornet, einst das ersehnte Glück erzwingen. Laß mich dein Waffenbruder sein!“

Mit sanftem Lächeln betrachtete Bruder Volter den feurig auf ihn Einsprechenden und reichte ihm die Hand.

„Ein tapfrer Arm, so wie der deine, ist mir hochwillkommen. Glück zu, Freund Welf —, zum Kampfe rüste dich! Der Venker aller Dinge möge deine frohe Zuversicht erfüllen!“

Nach kurzer Frist stand Welf Hilleshofen in voller Waffen-

rüstung zur Kriegsfahrt bereit vor dem Freunde und bestieg sein ihm vorgeführtes Ross. Bruder Volter verrichtete noch vor dem Ausbruch mit lauter Stimme ein Gebet, in welchem er den Beistand des Allmächtigen anflehte, dann schmetterten die Hörner eine kriegerische Weise und unter dem Rufe: „Der Herr ist unsere Zuversicht für und für!“ zog die waffenklirrende Schar mit Bruder Volter und Welf Hilleshofen an der Spitze zu den Toren hinaus, dem Feinde entgegen.

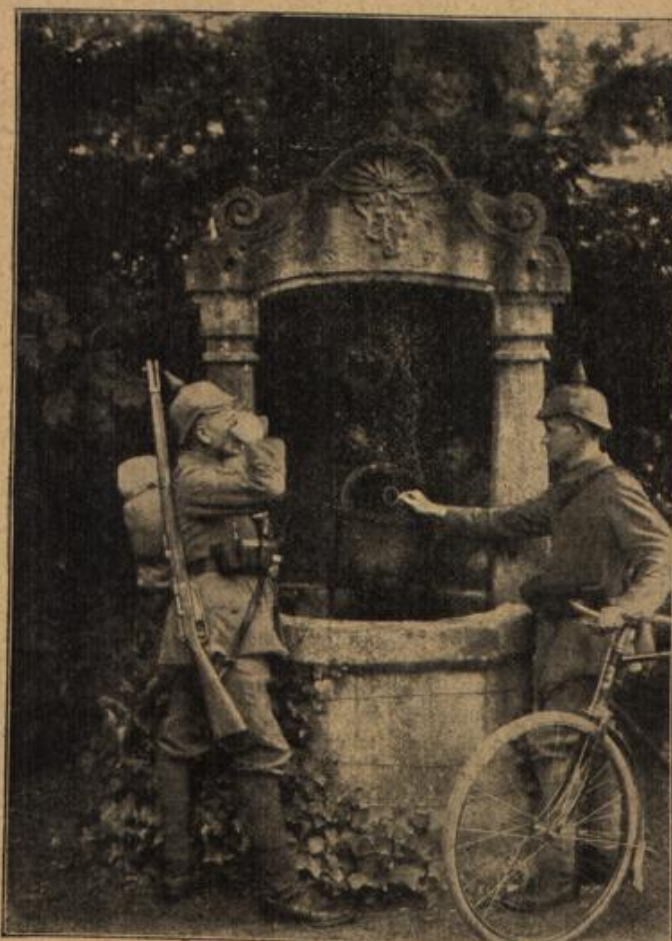
7. Der Ausgang der Fehde.

Fast ein Jahr war seit den zuletzt erzählten Begebenheiten vergangen, ein Jahr, während welchem ununterbrochen die Fehde

der Fuldaer Abtei gegen die verbündeten Ritter tobte. Durch die überlegene Kriegskunst des Fürst-Abtes Bertold waren die Feinde in mehreren Treffen blutig auf das Haupt geschlagen worden, so daß sie sich auf ihre festen Schlösser zurückziehen mußten, wo sie sich geborgen glaubten. Aber darin irrten sie sich. Mit dem ihm eigenen eisernen Willen hatte Herr Bertold den Entschluß gefaßt, dieses Mal unter allen Umständen die Macht der adeligen Räuber zu brechen, um dem Lande endlich die Wohltaten eines dauernden Friedens zu schenken, und zog mit seiner ganzen Streitmacht, die mit Sturmgerät, Schleudermaschinen und dergleichen ausgerüstet war, vor die Feste. Seinen furchtbaren Angriffen vermochten diese nicht zu widerstehen, so daß innerhalb neun Monaten fünfzehn Raubburgen, darunter auch die Ebersburg, erstürmt und die Räuber vertrieben oder gefangen hinweggeführt wurden.

Den heftigsten Widerstand hatten die Ebersburger geleistet, die mit ihren zahlreichen Reissigen und Knappen am längsten im freien Felde aushielten, aber den ungestümen Angriffen der unter Bruder Volter stehenden fuldischen Streiter waren auch sie schließlich unterlegen und wurde der größte Teil der Besatzung der Burg, darunter auch Hermann von Ebersburg, zu Gefangenen gemacht, während es den beiden Brüdern Albrecht und

Heinz gelungen war, während des Kampfgetümmels zu entweichen. Mit Hermann von Ebersburg war der grausamste der drei Brüder in die Gewalt des Abtes geraten; er war die Haupttriebfeder der gegen Fulda gerichteten Feindseligkeiten gewesen und hatte sich durch seine Mordbrennereien und seine Unmenschlichkeiten gegen wehrlose Dörfler zum Schrecken des ganzen Landes



In den Vogesen: Am Brunnen vor dem Tore.

gemacht. Deswegen ließ Herr Bertold in seinem gerechten Zorn ein furchtbares Strafgericht über ihn ergehen; während die anderen gefangenen Ritter ihrer Burgen verlustig gingen und des Landes verwiesen wurden, brach das von dem Abt eingesetzte Blutgericht über Hermann von Ebersburg den Stab, und wurde er tags darauf auf dem Marktplatz von Fulda unter ungeheurem Zulauf des Volkes von dem Nachrichter Verlach Küchenmeister enthauptet. Zwar schüchterte diese furchterliche Strenge die besiegten Raubritter ein, so daß sie es vorläufig weiter nicht wagten, offenen Troß zu bieten, und sich zum größten Teile unterwarfen und den Landfrieden beschworen, worauf sie wieder in den Besitz ihrer Schlösser gesetzt wurden, aber die verhaltene Wut über die erlittene Niederlage steigerte sich allgemach zum grimmigsten Haß gegen ihren Überwinder, weil dieser einen der ihrigen zum schmachvollen Tode durch Hentershand verdammt hatte. Unablässig wurde dieser Haß von den Brüdern Albrecht und Heinz von Ebersburg geschürt, die geschworen hatten, den Tod Hermanns blutig zu rächen. An eine wiederholte offene Fehde gegen den mächtigen Abt durften sie nicht denken, denn dies wäre gleichbedeutend mit ihrem gänzlichen Untergang gewesen; so begannen sie denn, wie schon früher, wieder ihre heimliche Wühlarbeit und wiegelten ihre früheren Genossen gegen den als Unterdrücker ihrer ritterlichen Rechte betrachteten Abt heimlich auf. Und ihrem unablässigen Bemühen gelang es, alle die Unzufriedenen, denen ihr Räuberhandwerk gelegt war, für ihre Sache zu gewinnen und eine Verschwörung anzuzetteln, deren Hauptzweck es war, Herrn Bertold nach dem Leben zu trachten. Der in allen Listen und Schlichen bewanderte Giso von Steinau entwarf einen furchterlichen Plan, dessen Ausführung die Verschworenen, unter welchen sich außer den Genannten die Ritter Albrecht von Brandau, Konrad von Rosdorf, Eberhard von Spala, Giso von Schentwald und Konrad und Berthold von Rupfen befanden, in einer nächtlichen geheimen Zusammenkunft am Brunnen von Steinau beschworen. Mit solcher Vorsicht und in solcher Heimlichkeit hatten sie ihr ruchloses Beginnen vorbereitet, daß niemand in Fulda etwas von den feindseligen Gesinnungen der früheren Widersacher der Abtei ahnte, als diese am Vormittag des 15. April 1271 von verschiedenen Seiten nach der Stadt kamen und sich nach der Kapelle der Abtei begaben, wo der hochwürdige Abt in eigener Person das Hochamt zelebrierte. Anscheinend demütig wohnten sie der heiligen Handlung in der Nähe des Altars bei und erfüllten alle die von der Kirche den Gläubigen gebotenen Vorschriften. Als aber der in vollem Ornat vor dem Altar stehende Abt das Allerheiligste erhob und die Menge andächtig auf die Knie sank, gab Giso von Steinau das verabredete Zeichen und die unter den Mänteln verborgenen Schwerter entblößend, stürzten die Ruchlosen auf den Diener Gottes und durchbohrten ihn mit sechsundzwanzig Stichen. Ein Schrei des Entsetzens klang wie aus einem Munde von den Lippen der in dem Gotteshaus versammelten zahlreichen Gläubigen und wie erstarrt standen diese einige Augenblicke angesichts der unerhörten Freveltat, dann erhob sich ein ungeheurer Tumult — Frauen fielen in Ohnmacht, Rufe des Entsetzens und wilde Verwünschungen wurden laut, und eine Anzahl beherzter Männer drang nach dem Altar, um die ruchlosen Schänder des Heiligtums zu ergreifen. Aber diese waren sofort nach Verübung der graufigen Tat durch eine Seitenthüre des Gotteshauses entwichen, warfen sich auf ihre draußen bereitstehenden Pferde und jagten zu verschiedenen Toren der Stadt hinaus, ehe noch deren Bewohner eine Ahnung davon hatten, welch gräßlicher Mord in dem Gotteshaus begangen worden war. Als die aus der Kirche strömenden schredensbleichen Besucher die furchterliche Kunde verbreiteten, da waren die Mörder längst in Sicherheit.

Unter Wehklagen und Schmerzensbrüchen hatten die Brüder ihren so schändlich ermordeten Oberhirten von den blutbestenkten Stufen des Altars nach seiner Liegestatt getragen, und der in der Heilstunde wohlversagene greise Bruder Eusebius bemühte sich um ihn. Trotz den zahlreichen Wunden war das Leben aus dem starken Körper Herrn Bertolds noch nicht entflohen, aber der kundige Blick des Arztes erkannte sofort, daß hier jede menschliche Hilfe vergeblich war. Noch einmal schlug Herr Bertold die Augen auf, als ihm die letzte Dlung gesendet wurde, und mit der Rechten nach dem auf seiner Brust liegenden Kreuz, dem Zeichen seiner Würde, tastend, flüsterte er leise den Namen des Bruder Volter, der sich zufällig nicht unter den Anwesenden befand, dann neigte er das Haupt zur Seite und verschied.

Eine ungeheure Aufregung hatte sich der Bevölkerung der Stadt bemächtigt und schlug ihre Welle bis in die entferntesten Gebiete der umliegenden Gauen. Wie ein lähmender Bann legte sich das Entsetzen über die schändliche Missetat, wie sie seit Menschengedenken nicht verübt worden war, um aller Herzen. Die heiligste Stätte, den Altar, hatten die Ruchlosen freventlich entweiht, um ihren Rachegedanken zu fröhnen — der von allen

verehrte und geliebte Seelenhirt, dessen starke Hand den Frieden im Lande erzwingen hatte, war einer Horde Mordgesellen zum Opfer gefallen, die sich selbst Christen nannten und sich ihres edlen Blutes rühmten! Die Empörung über die himmelschreiende That teilte sich auch einer großen Anzahl Adelliger mit, die ehemals mit der Abtei in Fehde gelegen hatten, und ein allgemeiner Schrei nach blutiger Vergeltung durchhallte das Land. Stürmisch verlangte das Volk, daß ungesäumt zum Rachezuge gegen die Mörder gerüstet werde, aber es mußte sich gedulden, denn das Kriegsvolk war zum größten Teil nach Niederwerfung der Raubritter entlassen worden und vor allen Dingen fehlte der Herr und dessen leitende Hand. Erst nachdem ein neuer Abt von dem Kapitel gewählt worden war, konnte man an größere kriegerische Unternehmungen denken.

Mit feierlichem Gepräge wurde der hochwürdige Fürstabt Bertold der Zweite unter ungeheurem Zulauf des ihn betrauernden Volkes in der Gruft der Abtei beigesetzt und die Herren des Kapitels schritten nach Ablauf der vorgeschriebenen Frist zur Wahl des neuen Oberhirten. Aber die Person desselben konnte nach den letzten Worten des sterbenden Abtes kein Zweifel sein und geeigneter für die hohe Würde als Bruder Volter konnte keiner der Brüder gelten. Nicht nur seiner hohen Gottesgelahrtheit und Frömmigkeit, sondern seiner edlen energischen Wesensart wegen. Vereinte er doch mit den seltensten Gaben des Geistes unerschütterlichen Mannesmut und alle ritterlichen Tugenden, wie sie der zu der hohen Würde Berufene unbedingt besitzen mußte, und so ging sein Name bei der Wahl einstimmig aus der Urne hervor.

Als Fürstabt Bertold der Dritte ergriff Bruder Volter die Zügel der Herrschaft und trat in allem in die Fußtapfen seines tatkräftigen Vorgängers ein, dessen schmachliche Ermordung zu ahnden er zur ersten Pflicht machte. Ein unter den Befehlen Welf Hilleschofens stehendes Fähnlein Reiter hatte auf seinen Streifzügen erkundet, daß die Mörder auf die Burg Steinau geflüchtet waren und dort einen großen Haufen Kriegsvolk um sich gesammelt hatten, mit welchen sie in der Folgezeit raubend und sengend die Fuldischen Lande durchzogen. Der neugewählte Abt Bertold der Dritte rüstete ungesäumt eine starke Streitmacht wider sie aus und zog ihnen entgegen, aber die Raubritter stellten sich nicht zum offenen Kampfe, einedent der üblen Erfahrungen, welche sie in den vergangenen Fehden gemacht hatten, sondern zogen sich beim Herannahen der Fuldischen Streiter jedesmal bald auf jene Raubborg zurück und wenn zur Belagerung der festen Plätze geschritten wurde, dann entflohen sie auf heimlichen Schleichwegen des Nachts, um ihr Handwerk in einer anderen entfernten Gegend fortzusetzen.

So zog sich die Fehde fast zwei Jahre lang hin, bis es den Reitern des Abts unter ihrem tapferen Führer Welf Hilleschofen gelang, die Feinde auf der Burg Steinau einzuschließen. Nach erbittertem Kampfe wurde die Burg gestürmt, aber wieder gelang es den Ebersburgern und ihrem Anhang, während des Kampfgetümmels die Flucht zu ergreifen und sich in die dichten Wälder der Umgebung zu schlagen. Eine wilde Jagd begann nun auf die Flüchtigen, die vergeblich den Versuch machten, wieder Kriegsvolk um sich zu sammeln, um aufs neue der Fuldischen Streitmacht die Spitze bieten zu können. Aber diese Bemühungen scheiterten an dem Umstand, daß Deutschland in der Person Rudolfs von Habsburg wieder einen Herrscher erhalten hatte, der sofort bei Beginn seiner Regierung einen allgemeinen Landfrieden gebot und die Einhaltung desselben mit Gewalt der Waffen und der schonungslosesten Strenge durchsetzte. Eine große Anzahl von Raubborgen waren bereits von dem Kaiser gebrochen und deren Besitzer dem schmachvollen Tode durch Hentershand überantwortet worden, so daß ein heilsamer Schreden durch das Land ging und alle diejenigen, die während der fäulischen Zeit vom Stegreif gelebt hatten, sich wohl hüteten, gemeinsame Sache mit den in die Reichsacht erklärten Ebersburgern und Genossen zu machen. Gehebt von den sie unerbittlich verfolgenden Scharen des Abtes, suchten sie vergeblich dem ihnen drohenden Strafgericht durch die Flucht in entfernte Gauen zu enttrinnen; Welf Hilleschofen verrannte ihnen mit seinen behenden Reitern überall den Weg und warf schließlich die sich verzweifelt wehrenden Mordgesellen in das Dorf Hasselstein zurück, wo sie sich in der Kirche verschanzten und jede Aufforderung zur Ergebung trotzig ablehnten. Hiermit war ihr Schicksal besiegelt. Das Gotteshaus wurde von den Mannen Welf Hilleschofens erstürmt und ein gräßliches Blutbad unter den adeligen Räubern angerichtet; der größte Teil von ihnen wurde erschlagen und nur die beiden Ebersburger und Giso von Steinau gerieten lebend in die Gewalt der Sieger.

Der Umzicht und Tatkraft Welf Hilleschofens, der an Stelle des mit den Pflichten seines Amtes überhäuften Fürstabtes die Streitmacht Fuldas befehligte, war die endgültige Niederwerfung der Landfriedensbrecher zu danken. Wie seine todesverachtende

Tapferkeit ihn in den jahrelangen Kämpfen zum Schrecken der Feinde gemacht hatte, war er bei den ihm unterstellten Mannen zum Vorbild eines Helden geworden, der die begeisterte Verehrung aller genoß.

Es war deshalb kein Wunder, daß seine Rückkehr nach Fulda an der Spitze seiner Streiter mit den gefangenen Raubrittern einem wahren Triumphzuge glich. Jung und alt drängte sich mit Blumenpenden unter den freudigen Rufen: Heil dem Sieger! — „Heil Welf Hilleschoten!“ an die Einziehenden heran und folgten ihm nach der Abtei, an deren Schwelle der Fürstabt, umgeben von den Brüdern, die Sieger empfing. Vor aller Welt umarmte Herr Bertold den Jugendfreund und dankte ihm für seine glorreichen Thaten, die dem Lande endlich den lang-ersehnten Frieden beschert hatten.

Als dann nach allgemeiner Begrüßung des Gefeierten seitens der Brüder die Jugendfreunde sich in dem Gemach des Abtes bei funkelndem Rheinwein gegenüber saßen, da ergriff Herr Bertold, seinen Becher erhebend, das Wort:

„Die innere Stimme, die mit Hoffnung dich dereinst erfüllte, hat Wahrheit dir verkündet. Glück zu, Freund Welf! Eine große Zukunft liegt vor dir, um die dich alle Welt beneiden wird!“ Und als Welf verständnislos aussah, fuhr der Sprecher lächelnd fort:

„Der Ruhm von deinen Thaten ist bis zu den Ohren unseres erhabenen Herrschers gedrungen, der jetzt in Frankfurt weilt. Durch einen Reiten den ward Botschaft mir gependet, in welcher Kaiser Rudolf dich vor sein Angesicht entbietet. Begreiff du wohl, was dies für dich bedeutet? Der Mächtige zieht dich in seine Nähe, als Helfer zu dem großen Werke, den Frieden unseres lieben deutschen Vaterlandes dauernd zu begründen. Zu hohen Würden wird der Kaiser dich berufen, denn Männer deiner Art sind ihm in dieser schweren Zeit vomöten.“

Eine solch überraschende Günst des Schicksals hatte Welf nicht erwartet. Der Kaiser selbst berief ihn vor sich und in seiner Vaterstadt Frankfurt, wo sie weilte, der sein ganzes Herz gehörte, sollte ihm die hohe Ehre widerfahren! In überströmendem Glücksgelühl drückte er dem Freunde die Hand, der lächelnd fortfuhr:

„Des Kaisers Botschaft hat mich außerdem von einer schweren Pflicht entbunden. Er selbst ist willens, über die gefangenen Ebersburger Gericht zu halten und gebietet, sie wohlbewacht nach Frankfurt zu geleiten. So ist es mir erspart, den Stab zu brechen über den, der meinem Herzen einst nahe stand, denn als der Schirmherr der Gerechtigkeit hätt ich nach seinen schweren Thaten ihm Gnade nicht gewähren können. So rüste dich denn morgen zu der Fahrt nach Frankfurt und führe die Gefangenen mit. Es ist der letzte Dienst, den du dem Abt von Fulda leistest. Und nun noch eins, Freund Welf! So ungern ich dich aus den Diensten der Abtei für immer scheiden sehe, so freue ich mich doch von ganzem Herzen, daß du zu Größerem berufen bist, als Dienstmann Fuldas in der Friedenszeit zu sein. Mit seltener Treue hast du uns gedient, hast hundertmal dein Leben für uns eingesetzt und manche That vollführt, die über die beschworenen Pflichten ging. Betrost darf ich es sagen, daß der Fehde glücklicher Ausgang zum großen Teile deinem Mannesmut und deiner Tapferkeit zu danken ist. Drum schuldet die Abtei dir Dank, und diesen Dank dir abzutragen, hat das Kapitel den Beschluß gefaßt, dich mit der Herrschaft Rothensfels für ewige Zeiten zu belehnen. So bleibst du ungeachtet deiner Würde als Paladin des Kaisers stets der Unfre!“

Welf glaubte zu träumen. Leerte denn die Glücksgöttin an diesem Tage das ganze Füllhorn ihrer Gaben über ihn aus? Was ihm hier geboten wurde, enthob ihn aller irdischen Sorgen. Er kannte die an einem Seitenflüßchen der Fulda gelegene Herrschaft Rothensfels und wußte, daß sie mit ihren Wäldern, Wiesen und Weiden, mit ihren Gefällen und Zehnten eines der einträglichsten Güter im Fuldischen Lande war, so daß ihr Besitzer als ein reicher Mann gelten konnte. So hatte er denn das sich selbst gesteckte Ziel erreicht, hatte die Höhe erklimmen, auf der ihn kein Standesunterschied von der geliebten Jungfrau trennte. Mit freiem Mute durfte er jetzt vor sie hintreten und das Versprechen einlösen, das er ihr dereinst beim Abschied gegeben. Daß Gerlinde ihm in den zwei Jahren der Trennung die Treue bewahrt hatte, das war für ihn eine felsenfeste Gewissheit.

In dem Sturme der freudigen Empfindungen, die ihn durchwogten, fand er nicht Worte, für das fürstliche Geschenk dem Abt seinen Dank auszudrücken; stumm dessen Rechte mit beiden Händen ergreifend, sah er mit strahlenden Blicken zu ihm empor. Herr Bertold mochte in dem Antlitz des Glücklichen lesen, was in dessen Inneren vorging; sanft lächelnd fuhr er fort:

„Nicht blindem Zufall dankst du dein Glück — mit deinem starken Willen hast du dir's erzwungen und stolz darfst du auf das Erreichte sein. Zu deinem inneren Glück wird es den Weg dir ebnen. Zieh hin nach Frankfurt, diesem Glück entgegen — der Herr geleite dich!“

8. Vor dem Kaiser.

Wer in den Tagen unserer Erzählung in der guten Stadt Frankfurt den Hofmarkt überschritt, der lenkte unwillkürlich die Blicke nach dem stattlichen Hause, dessen gewaltige Breite einen großen Teil der einen Seite des Platzes einnahm, und das sowohl durch seine vornehme Bauart fesselnd wirkte, wie auch das vor dem steingewölbten Tore herrschende rege Leben die Aufmerksamkeit auf sich zog. Die mit steingewebten Ornamenten reich verzierte Vorderseite des Hauses mit ihrer die ganze Breite durchziehenden säulengestützten Galerie und den beiden bis zum First emporstrebenden Ertern, deren Gesimse und Pfeiler anmutige Blumengewinde darstellten, die spitzbogigen zum Teil herrliches Glasmosaik zeigenden Fenster, in deren Bogen künstlerische Bildwerke ausgehauen waren und das ganze Äußere des Haus ließen erkennen, daß hier Leute wohnten mußten, welchen die Güter der Erde in reichstem Maße zur Verfügung standen. Bestätigt wurde diese Annahme durch das in der weiten Vorhalle sich abspielende Leben und Treiben. Da wurden von riesigen Männern große Ballen, Tonnen und Körbe auf Karren geladen, die mit prächtigen, glattgestriegelten Rossen bespannt waren und zahllose, Paden und Kisten tragende Burjchen eilten hin und her, während beständig Leute kamen und gingen, als wäre das Haus einer der Mittelpunkte des Gemeinlebens. Und so war es auch. Das große Handelshaus Burthard Limpurg stand nicht nur zu den meisten Bewohnern der alten Reichsstadt in Beziehungen, sondern seine Fühläden erstreckten sich auch über das ganze Reich, ja selbst mit dem fernen Welschland, mit den Niederlanden und anderen fremden Ländern hatte es Verbindungen, so daß es mit dem berühmten Hanse der Fugger in Augsburg wetteifern konnte. Es konnte daher nicht fehlen, daß die jeweiligen Inhaber des alten Hauses das größte Ansehen in der Stadt genossen und zu allen Ehrenämtern berufen wurden, dies um so mehr, als der Reichtum der Familie beinahe sprichwörtlich geworden war und die den Namen Limpurg Führenden sich von jeher als Männer von fester rechtsschaffener Sinnesart und großer staatsmännischer Klugheit bewährt hatten. Auch das derzeitige Oberhaupt der Familie, Herr Burthard Limpurg, machte davon keine Ausnahme und galt allgemein als einer der sähigsten Köpfe im Räte der Stadt. Aber sein uneigennütziges gemeinnütziges Wirken herrschte nur eine Stimme des Lobes, so daß ein großer Teil der Bevölkerung ihn als den geeignetsten Nachfolger des in jenen Tagen mit Tod abgegangenen Bürgermeisters der Stadt, Herrn Werner Glauburg, betrachtete. Man wußte, daß der ehrgeizige Mann nach dieser höchsten Würde strebte, aber es war immerhin zweifelhaft, ob sein Anhang seine Wahl durchsetzte, denn wie es in jedem Gemeinwesen der Fall ist, hatte auch Herr Burthard Limpurg Reider und Feinde, die dem stolzen Patrizier die hohe Ehre nicht gönnten.

(Fortsetzung folgt.)

Im eigenen Felt.

Von E. Fries.

(Nachdruck verboten.)

Dr. Roderich Erler war sehr mit sich zufrieden. Es war zwar nicht eigentlich sein Fach, aber seit dem Kriege waren ihm einige ganz interessante Versuche auf dem Gebiete der Nahrungsmittelchemie gelungen. Seine Schriften über die Streckung der notwendigen Vorräte hatten riesigen Anhang gefunden und seinen Namen in weite Kreise getragen. Man hörte auf seine Stimme — ein Zustand, der für einen Junggesellen noch angenehmer ist, als für andere Menschen!

Sein Freund Reich würde staunen. Ein bißchen Reib würde vielleicht auch mitsprechen, wenn er ihm heute abend im „Himmel“ seine kleinen Erfolge beichten würde. Denn daß die Stadtverwaltung von Waltersbad ihn zu den Beratungen über die Volks-ernährung zuziehen wollte, war eigentlich kein kleiner Erfolg mehr zu nennen! Na, und im Gasthaus zum „Himmel“ regierte eigentlich er, das war doch nicht wegzuleugnen. Er möchte wohl wissen, was Frau Luise Schneiderhöhn, die reizende Wirtin, ohne ihn anfangen sollte, seit es die vielen Verbote zu beachten (oder geschickt zu umgehen) galt!

Jedenfalls mußte er suchen, sich damit abzufinden, daß er damals nicht auf Hermann Reich gehört hatte, der ihn durchaus mit Doris Kramer hatte verloben wollen. Reizend war sie, das war keine Frage! Und wenn man es recht bedachte, waren die Gründe, die ihn seinerzeit von der Verlobung mit ihr zurückgehalten hatten, recht wichtig. Der blonde Kopf des schönen Mädchens stieg plötzlich vor seinem geistigen Auge auf. Es war Jahre her, und doch wollte Roderich Erler nun etwas wie Bedauern beschleichen, aber gewaltiam schüttelte er die Empfindung ab. Zudem war er an seinem Ziele, dem Gasthaus zum „Himmel“ angelangt.

Als er sich auf seinem angestammten Eckplatz niederließ, fiel sein Blick auf ein Strafmandat, das, sauberlich ausgebreitet und



Die Kriegerheimstätten-Kolonie in Reichenbach (Oberlausitz) (Mit Text.)

an allen vier Ecken von einem Salzfah niedergehalten, die Mitte des Tisches einnahm. Kein Zweifel — das sollte er lesen!

Dr. Erler setzte den Kneifer umständlich auf, denn Neugier lag ihm — natürlich — fern und beugte sich über den gelblichen Zettel. Aber seine Augen wurden weit, als er las: Frau Luise Schneiderhöhn sollte fünfzig Mark Strafe bezahlen wegen eines Hammelbratens, der in ihrem Hause an fettfreiem Tage verzehrt worden war!

„Gelt, da gucken Sie!“ rief sie jetzt schon von weitem und kam quer durchs ganze Lokal auf den Chemiker zu, daß alle Köpfe sich nach ihm umdrehten.



Neuer Rettungsapparat für die Besatzung von Unterseebooten.

Die Draeger-Werke in Lübeck haben einen Tauchretter für Unterseeboote konstruiert, der sich in der Praxis gut bewährt hat.



Kapitän Karl Schwarzkopf, Führer des Untersee-Gandelschiffs „Grenen“. (Mit Text.)

„Ist das etwa —?“ begann er unsicher —

„Zawohl, das ist Ihr Hammelbraten, Verehrtester, zu dem Sie mich verleitet haben!“

„Aber da soll ja gleich der Ruckuck hineinfahren! Der ist doch im eigenen Fett gebraten worden! Haben Sie das denn dem Polizisten nicht gesagt?“

„Selbstredend habe ich! Aber da kam ich schön an: „Hammelbraten im eigenen Fett? Aee, danke,“ sagte er, „der glaubt der härteste Mann doch nicht! Ränsebraten — jut, sogar Schweinebraten erst recht — aber Hammelbraten in Hammeltalg, da loosen ja Ihre Näste weg!“

„Der Kerl hat keine Ahnung.“

einen Stuhl und setzte sich zu Dr. Erler. „Sie schreiben doch die schönen Aufsätze über das Sparen im Haushalt und über die Fetznot — sehen Sie denn hier im Haus, daß etwas gespart werden kann? Ja, die Gäste wollen sparen, Kriegspreise soll man machen, aber wer macht mir Kriegspreise?“

Dem Doktor war die Suppe gebracht worden. Er fühlte sich einigermaßen schuldig und begann eifrig zu löffeln. — Ein Offizier, den Arm in der Binde, ging grüßend vorüber.

„Ich denke, die Gasthöfe haben doch überall Ausnahmepreise“, begann der Doktor, als das Schweigen anfang, drügend zu werden.

„Ausnahmepreise? Natürlich!“ Frau Luise lachte.

„Ja, aber ich muß zahlen!“ Ein Unterton von Gereiztheit schwang in Frau Luises Stimme.

Der war dem Doktor neu.

„Aber, Frau Schneiderhöhn, Sie werden sich doch nicht ärgern? Warten Sie nur, nachher werden wir die Strafe begießen, Dr. Reich kommt, Sie werden sehen, Sie haben für viel mehr als fünfzig Mark Vergnügen an der Sache!“

Die schöne Wirtin wiegte zweifelnd den Kopf. „Sie haben das Vergnügen und ich den Schaden“, erwiderte sie ernster als sonst.

„Ich kenne Sie ja gar nicht wieder! So waren Sie doch früher nicht?“

„Früher? Früher waren auch andere Zeiten. Aber jetzt — ich kann Ihnen nur sagen, ein Vergnügen ist es nicht, Gasthofsbesitzerin zu sein.“ Als wolle sie ihren Standpunkt erklären, nahm sie



Generallieutenant Otto v. Staabs. (Mit Text.)



Vom französischen Flugzeugwesen.

Mit einem automatischen Gefährts versehenes französisches Kampfflugzeug.



Morgenrot, Morgenrot. Von M. Jilke.

Lond
den Pre
die Ver
und ob
den bar
würde.
lichten
geleg
der Reg
logte W
richtet
Bern
aus Lon
Unter
H. Anjo
leboot
Meere z

Ein

Haag
melbet
ritalsch
dem We
Bord im
sehen
hagen w

Der d Der Wien

Westl
ungarisch
Severin
rückend
Flug er
Begner
Heere

Unfer
hungsfl
angegriff
Sturzflug

Nach
lehten W
insbeson
sch jedoc

Die Wirtin erhob sich unmutig. „Ich denke, Sie sind nebenbei auch Volkswirtschaftler?“ sagte sie, und ihre Stimme klang lässlich als sonst. „Rechnen Sie doch einmal aus, wo ich hinkäme, wenn ich so wenig rechnen wollte, wie Sie mir zumuten!“

Sie nickte gnädig und ging. Dr. Erler saß da mit rotem Kopf wie ein gescholteneß Kind. Eigentlich hatte die Frau recht, aber wer hätte ihr ein solches Rechen Talent zugetraut? Wenn man sie sah, stets heiter und lachend, war es ganz unmöglich, sich vorzustellen, daß hinter der klaren, weißen Stirn die Gedanken ausgerechnet, ob sie auf ihre Kosten kam oder nicht.

Dem Doktor war der Appetit verdorben. Zudem gab es Birnen und Äpfel, ein Gericht, sehr schätzenswert in der Tat — für andere. Er, Dr. Erler, mochte sie nicht. Er war für etwas Verbes. Mein Gott, es gab doch auch so viel Frauen und Kinder im Deutschen Reich, mochten sie doch Birnen und Äpfel essen, es war wirklich sehr gesund und sparsam. Aber Männer, die geistig arbeiten mußten — da klappte ein Lüde in den Bestimmungen. Sofort fing sein Verstand an, zu arbeiten, wie dem abzuwehren wäre. Er schob den Teller zurück und erhob sich. Ein ganz neuer Gedanke war ihm gekommen, den wollte er doch heute noch ausarbeiten. Im Begriff, das Lokal zu verlassen, ließ ihm Frau Luise noch einmal über den Weg.

Eigentlich hatte er sich über ihr Verhalten geärgert. Aber ein wenig schuldberührt fühlte er sich doch, denn zu dem bewußten Hammelbraten hatte er sie verleitet, das war Tatsache.

„Mir ist da ein Gedanke gekommen, wie man die fleischlosen Tage im Interesse der Männer, die angestrengt arbeiten müssen, umgestalten könnte“, sagte er und legte seine Hand begütigend auf den Arm der schönen Witwe. Unmerklich zog sie ihn zurück. Zwischen ihren Brauen stand eine feine Unmutsfalte.

„So?“ fragte sie frostig und ließ ihre Blicke zerstreut durch das Lokal schweifen, als suche sie nach einem Grund, ihn stehen zu lassen.

„Seien Sie kein Frosch“, sagte er in der halb vertraulichen Art, die er sich glaubte herausnehmen zu dürfen. „Denken Sie doch nicht mehr an den Hammelbraten! Natürlich sechte ich die Sache für Sie durch. Aber heut' abend sprechen wir erst mal über meine Idee für die fleischlosen Tage —“

„Ne“, erwiderte Frau Luise rasch. „Ihre Ideen sind mir zu kostspielig. Ich habe an der für die fettfreien vorläufig genug!“

Sie drehte sich auf dem Fuße um und ließ ihn — ohne Gruß — stehen. „Denn nicht!“ dachte der Doktor wütend und verließ zornbeißend das Haus, das ihm seit Jahren eine Art Heimat geboten hatte, mit dem festen Voratz, es nicht wieder zu betreten.

Im Sturmschritt raste er durch die Straßen. Es war eine höchst interessante Entdeckung, die er da an sich machte, daß ihn das unglaubliche Verhalten der Frau Schneiderhöhn in einem solchen Aufruhr zu bringen vermochte. Längst hätte er sich für zu alt und abgeklärt dafür gehalten. Er war ja noch jung! Geradezu entzückt kamte er es an sich feststellen. Beschwingten Schrittes nahm er die Treppen zu seiner Wohnung, immer drei Stufen auf einmal, wie in den Tagen zwischen sechzehn und zwanzig.

Doch das Unglück schreitet schnell. Als er mit bedeutend mehr Herzklopfen wie in der Jugendzeit oben angekommen war — im 1. Stod, — fiel Dr. Erler erst sein Freund Reich wieder ein, der ihn heute abend im „Himmel“ auffuchen wollte.

Das war nun wirklich ausgeschlossen!

Dr. Erler dachte angestrengt nach. Ja, so würde es gehen. Aber eine Menge Schererei würde er haben. Er mußte eine Botschaft in das Gasthaus senden, Herr Dr. Reich möchte zu ihm in die Wohnung kommen. Natürlich mußte er dann sofort einkaufen gehen, um den verwöhnten Freund zu bewirten. Na, wenigstens sollte der Augen machen, was ein älterer Junggeselle sich selbst in Kriegszeiten leisten konnte.

Schon war er auf dem Wege zu Ader, dem ersten „Feinkosthändler“ (das Wort stammt von Erler) der Stadt. Wegen alle Gewohnheit war der Laden nicht so voll wie sonst, und eine schamde Verkäuferin, die eben frei wurde, fragte sofort nach dem Begehr des in neuester Zeit stadtbekannten Mannes.

„Ein halbes Pfund Schinken“, forderte er.

„Schinken? Bedauere sehr“, erwiderte die Verkäuferin und hob lächelnd die Schulter.

Dr. Erler runzelte die Brauen. „Na, denn Wurst oder Aufschnitt schlechtweg“, fügte er schnell hinzu, als er sah, daß das Lächeln auf dem Gesicht der Verkäuferin sich vertiefte.

„Aber Herr Doktor, es ist ja heute fleischfreier Tag“, sagte sie beinahe strafend.

Er hätte sich vor die Stirn schlagen mögen. Daß er daran nicht gedacht hatte! Ja, was nahm er denn nun? „Also geben Sie mir erst mal Butter!“ sagte er, um Zeit zu gewinnen.

„Butter?“ Jetzt lachte der ganze Laden, der sich inzwischen beträchtlich gefüllt hatte. Auch die Verkäuferin gab sich keine

Mühe mehr, ihr Vergnügen zu verbergen. Auf Dr. Erlers Anregung marschierte Watterbad an der Spitze aller Städte im Reiche in bezug auf die Butterversorgung. Es gab nur Montags und Donnerstags Butter. Heute aber war Freitag. Dem unglücklichen Doktor stieg es siedend heiß in die Schläfen. Was, zum Kukud, sollte er dem Freunde denn vorsetzen? Dummerweise war die Einladung fort, und in jugendlichem Leichtsin hatte er es sich nicht verjagen können, Andeutungen über das bevorstehende Göttermahl einfließen zu lassen.

Erwartungsvoll blidte die Verkäuferin zu ihm empor, um dann einen nicht mißzuverstehenden Blicke über die Menschen, die alle auf Bedienung warteten, gleiten zu lassen. Vorläufig allerdings waren aller Blicke auf ihn gerichtet in stummer Spannung. Was sagte er nun? Es fielen ihm nur Fleischgerichte ein, als ob es überhaupt nichts anderes gäbe auf der Welt!

„Darf ich Ihnen helfen?“ sagte da hinter ihm eine wohlbekannte Stimme. Tief erröteend grüßte Doris Kramer zu ihm herüber. „Warum bieten Sie Herrn Doktor nicht Spidaal und andere Fische oder von Ihrem famosen Gemüßesalat nicht an?“ fügte sie zu der Verkäuferin gewandt hinzu. Man hatte dem schönen Mädchen rasch Platz gemacht, und mit leiser Stimme verständigte sie ihn über all die guten Dinge, aus denen sich an fleischfreien Tagen ein herrliches Abendbrot zusammenstellen ließ. Nicht lange, da hatte Dr. Erler zu vollster Zufriedenheit seine Einkäufe beendet und konnte nach fast überschwenglichen Dankesworten an Doris sein Heim aufsuchen, um die letzten Vorbereitungen für seinen Besuch zu treffen.

„Schade“, meinte Dr. Reich, als er sich nach dem Essen eine Importe ansah, „du hättest heiraten sollen. Was wäre aus dir für ein famoser Hausvater geworden! Das Abendbrot macht dir so leicht niemand nach. Und die Doris war wirklich einmal reizend!“

„War?“ fragte Erler beinahe empört. „Ich finde, sie ist es noch!“

„So? Na, also — warum denn nicht?“

Roderich Erler antwortete nicht. Er formte Rauchringe und sah ihnen nach, wie sie langsam zur Decke schwebten. Ein blonder Kopf stieg dazwischen auf, und ein heißes Gefühl strömte zu seinem Herzen. Ob sie ihm sein Zurückziehen damals sehr übelgenommen hatte? Dagegen sprach eigentlich ihre freundliche Einmischung bei seinem Einkauf bei Ader. Ein kleinlicher Mensch hätte ihm jedenfalls nicht geholfen.

Er nahm in der nächsten Zeit öfter Gelegenheit, dem schönen Mädchen zu begegnen, aber man wurde nicht klug aus ihr. Keinen Schritt kam sie ihm entgegen. Es war einfach toll — mit siebenundvierzig Jahren verliebt zu sein wie ein Primaner und nicht zu wissen, woran man war! Nur die Geschichte mit dem Hammelbraten interessierte sie brennend, und als die Verhandlung vor dem Schöffengericht anberaumt wurde, hatte sie am liebsten ihre Scheu überwunden und zuzuhören gegangen.

Wie zufällig kam sie des Wegs, als Dr. Erler und Frau Schneiderhöhn in tiefster Eintracht das Gericht verließen. Der Doktor hatte als Sachverständiger sein Urteil dahin abgegeben, daß es viel mehr Fettverschwendung bedeute, wenn Mannefleisch gekocht, als wenn es im eigenen Fett gebraten wird. Das Gericht ließ sich überzeugen und setzte die Strafe auf fünf Mark herunter.

„Passen Sie auf“, sagte der Doktor, der Doris Kramer unter dem lebhaften Beistand der Wirtin sogleich den Fall angeregt erzählte, „die fünf Mark müssen die Richter auch noch streichen, eher geb' ich nicht Ruhe.“

„Ach, Herr Doktor, lassen Sie doch“, bat Frau Schneiderhöhn, der ihr Benehmen gegen Erler längst leid war, „ich bin auch so zufrieden. Kommen Sie lieber heute abend, daß wir den Erfolg begießen!“

Ein fragender Blicke huschte von dem Doktor zu Doris hinüber. Sie konnte es nicht hindern, daß sie purpurrot wurde. Das gab ihm plötzlich Mut. Er hatte wie selbstverständlich bei ihr ein und sagte: „Heute abend? Heute abend muß ich zu meiner Braut!“

„Braut?“ Frau Schneiderhöhn rief es lauter als nötig. Aber ihre Gewandtheit half ihr über ihr maßloses Erstaunen hinweg. Sie gratulierte mit für ihre Verhältnisse wohlgesetzten Worten.

Aber dann, als sie allein ihren Weg fortsetzte, lochte die Erregung wild in ihr auf. „Das war ein teurer Hammelbraten“, sagte sie laut vor sich hin, „er kostet mich meinen besten Kunden!“

Etwas über die Marone.

Seine bei uns in Deutschland noch viel zu wenig beachtete Frucht ist die Marone oder Edelkastanie, welche sich durch einen hervorragend hohen Nährwert und lieblichen Wohlgeschmack auszeichnet. Sie läßt sich in unendlich vielen Variationen auf den Tisch bringen, so daß sie für die Hausfrau eine willkommene Bereicherung des Nahrungszettels bietet. In Italien und Südtirol

wird die Marone als Nahrungsmittel sehr geschätzt und allenthalben kann man die bekannten, mehr oder minder primitiven Köchapparate der fliegenden Händler an den Straßenenden und auf belebten Plätzen sehen, wo man die über Holzkohlenfeuer gerösteten Maronen für billiges Geld erhalten kann.

In verschiedenen größeren Städten Süddeutschlands bürgerte sich diese Sitte bereits gut ein und man machte neuerdings auch Versuche damit in norddeutschen Großstädten. Leider herrschte bisher das Vorurteil, daß die Edelkastanie nur in Südeuropa und Nordamerika gedeihe und ihre Früchte völlig ausreife, weshalb man die Anpflanzung dieses nützlichen Baumes in Deutschland selten genug wagte. Die gemachten Versuche haben aber bewiesen, daß die Edelkastanie sehr wohl in unserem Klima gedeiht und die Anpflanzung lohnend ist. Dadurch würden die Maronen durch den Wegfall der hohen Transportkosten ganz erheblich billiger werden und ihre Verbreitung bald in erfreulicher Weise zunehmen. Die Edelkastanie blüht im Mai und Juni und die Früchte reifen im September und Oktober. Sie lassen sich bis ins späte Frühjahr hinein vortrefflich aufheben, wenn man sie in frostfreien Räumen auf Strohhinterlagen aufbewahrt.

Ihr feines Aroma entwickeln sie am schönsten in frisch geröstetem Zustande. Man verzehrt sie dann ganz wie unsere neuen Kartoffeln mit Salz und frischer Butter. Sie haben einen ganz bedeutend höheren Nährwert wie die Kartoffeln. Die Maronen lassen sich aber auch vorzüglich zu Suppen, Brei, Pudding, Backwerk, Soßen usw. verwenden und liefern delikate Füllungen für Geflügel aller Art. Kandiert geben sie ein schmackhaftes Kompott und als Brei in Verbindung mit Schlagjähne eine ebenso einfache, wie wohlschmeckende und nahrhafte Süßspeise. Sehr fein schmecken sie auch in Verbindung mit Teltower Rübchen.

In Südtirol weiß man einen feinen Nachtisch und Teegebäd aus Maronen herzustellen, das sich des größten Beifalls der Fremden erfreut und bei uns viel nachgeahmt wird.

In Holland bereitet man eine originelle Speise: „Brennende Kastanien“ aus ihnen, deren Rezept wir nachstehend den Hausfrauen bekanntgeben, die gern einmal etwas Außergewöhnliches auf den Tisch bringen. Man befreit die Maronen von ihrer Schale und kocht sie in Zuderwasser weich, wobei man gut achtgeben muß, daß sie nicht zerfallen. Hieraus legt man sie in einen dicken Zudersyrup und läßt sie so lange darin liegen, bis der Zuder an ihnen fest haftet. Nun nimmt man sie mit einer silbernen Gabel heraus, wälzt sie in feinstem Puderzuder und legt sie nochmals in den Zudersyrup, der beide Male heiß zur Verwendung kommt. Nun schichtet man sie bergartig in eine möglichst feuerfeste Schale aus Porzellan und bestreut sie ziemlich dicht mit eingelegten Kognat-Kirschen. Dann übergießt man den Kastanienberg mit feinem Jamaikarum, zündet ihn an und trägt die brennende Speise sofort auf. Der Geschmack dieser in ihrer Zuderhülle gerösteten und landierten Kastanien in Verbindung mit den herzhaften Kognatkirschen ist ein überraschend feiner. Diese „Brennenden Kastanien“ werden auch von den Herren, die sonst Süßspeisen nicht besonders mögen, sehr gern gegessen.

M. Knechtle-Schöman.

Von der Jagd.

Altmeister Riefendahl mahnt:

„Das ist des Jägers Ehrenschild
Daß er bewahrt und hegt sein Bild;
Weidmännisch jagt, wie sich's gehört,
Den Schöpfer im Geschöpfe ehrt.“

Aber dies gilt nicht nur vom Wild, sondern auch von seinen Feinden: Füchsen, Marder usw. Ihr Fang wird eifrig betrieben, oder es wird Jagd auf sie gemacht. Indes verurteilt Kurt Graef in seinem Werke: „Die Freude am Weidwerk“ Grausamkeiten gegen das Raubzeug; er schreibt: „Doch haben wir auch den Raubtieren gegenüber kein Recht, grausam zu sein. Aber leider wird ein solches Recht fast allgemein in Anspruch genommen, und wird geradezu der Grundsatz aufgestellt, daß gegen das Raubzeug alles erlaubt sei, was nur dazu dienen könnte, diese Tiere unschädlich zu machen, gleichviel mit welchen großen und langen Qualen dies für sie verbunden sein mag. So hört man oft, wie sich Jäger rühmen, daß sie auf den Fuchs unter allen Umständen und auf jede Entfernung mit Schrot schießen, da ja immer die Möglichkeit dazu vorhanden sei, ihn so zu verletzen, daß er mit der Zeit eingehen müsse. Wahrlich ein barbarisches Verfahren!“

Auch die Anwendung des Eisens ist eine unmenschliche und barbarische Grausamkeit, schon deshalb, weil der Fallensteller sich nicht einmal die Mühe gibt, oft auch nicht die Zeit dazu hat, das Eisen so häufig zu besuchen, daß er das gefangene Tier alsbald von seinen unbeschreiblichen Qualen erlösen könnte; dieses muß daher immer viele Stunden, oft aber mehrere Tage lang die

entsetzlichen Folterqualen erleiden, so daß die Schreden des Todesstampfes, welche bei der weidgerechten Jagd doch nur kurz begrenzt sind, unendlich verlängert werden. Ich kann daher alles Fallenstellen, auch wenn es glimpflich für die armen Opfer abläuft, nicht als weidgerechte Jagd anerkennen, soviel Mühe und Gewandtheit dabei auch angewendet werden mag.“

Bei der weidgerechten Jagd spielt das Gewehr die Hauptrolle. So soll, auch dem Raubzeug, wie allem Schalenwild, tünlichst eine Kugel geweicht werden. Ein weidgerechter Jäger soll die Jagd nicht ausüben um zu töten und zur Erzielung eines großen Gewinnes, nein, die Jagd soll ihm hauptsächlich eine Freude sein. Ein weiteres Erfordernis der gerechten Jagd ist die Routine des Jägers, sowie seine Vertrautheit mit der Lebensweise des Wildes.

Aber die Jagd hat auch eine große volkswirtschaftliche Bedeutung. Das beweist am besten die Statistik. Darnach beziffert sich der Fleischwert des erlegten Wildes jährlich auf über 30 Millionen Mark. Es werden in Deutschland jährlich geschossen: 4 Millionen Hasen, über 190000 Rehe, 22500 Stüd Rotwild, 13500 Stüd Damwild, 50000 Kaninchen, über 14000 Wildschweine, 4 Millionen Rebhühner, 150000 Wachteln, über 60000 Waldschneepfen, 2400 Fasanen, etwa 1200 Trappen. Die Hasen- und Kaninchenfelle, sowie die Federn von Hirschen, Rehen, Dachsen repräsentieren einen Wert von 2,5 Millionen Mark, Geweihe und Gehörne etwa 1 Million Mark; das Raubzeug, Steinmarder, Wildkätzchen, Iltisse, Wiesel, Fischottern, Dachse, Füchse liefern Felle im Werte von eineinhalb Millionen Mark. An Jagdscheinen gewinnen die Staaten 6 Millionen Mark. Dazu kommen noch die von Jahr zu Jahr steigenden Jagdpachten mit insgesamt 100 Millionen Mark. Ferner sind für sonstige Aufwendungen, wie Treibkosten, Hundehaltung, Wildfütterung, Gewehre, Munition, Jagdliteratur usw. etwa 50 Millionen Mark zu veranschlagen.

Nach diesen Zahlen kann sich gewiß jeder eine Vorstellung machen von der volkswirtschaftlichen Bedeutung der Jagd.

G. Borkenhagen.



Der Tag der Toten.

In Tag so fahl und grau umkleidet,
Daß jeder Lichtglanz schon ihn meidet,
Geht düster seinen Pfad entlang;
Und durch der Heide dunkle Föhren
Kraucht wie in schauerlichen Chören
Des Sturmes dumpfer Totensang.

Welch Wandern heut und welch ein Schauen!
Das Herz erfährt ein tiefes Grauen
Im weiten, menschenleeren Land!
Wie Stöhnen klingt es rings und Klagen,
Aufwachen längst vergeß'ner Sagen,
Und Schmerz und Weh mich übermannt.

Vom Heidedorf schallt Traur'gelaute.
Horch auf! Der Toten Tag ist heute,
Er mahnt, den Fernen treu zu sein!
Das Leben geht auf kurzen Wegen
Dem sichern Ziel, dem Grab entgegen —
Wer wollt' sich nicht der Liebe weihn?

G. Sager.



Fürs Haus



Zwiebeln immer frisch und trocken zu erhalten.

Welche Hausfrau hätte sich nicht schon geärgert, wenn sie im Vorratsschrank oder -neß unter ihren Zwiebeln eine Menge ganz weicher und angeschimmelter fand. Gewöhnlich war der Grund hiervon der, daß man eine



angeschnittene Zwiebel, für die man nicht gleich Verwendung hatte, einfach zwischen den Vorrat zurückgeworfen hatte. Der durch die Schnittfläche mit der Luft in Berührung kommende Saft geht in Gärung über, die Zwiebel verdirbt sehr rasch und ruft leicht auch die übrigen Knollen mit Fäulnis an.

Man begegnet diesem Abstand, wenn man die angeschnittene und nicht gleich voll zu verbrauchende Zwiebel mit der Schale durchschneidet, einen Faden durch die äußerste Haut zieht, und die Zwiebel mit der Schnittfläche nach unten aufhängt. Die darüber streichende Luft bildet aus dem etwas heraustretenden Saft bald ein feines Häutchen, das sich dann als Schutz für die ganze Schnittfläche bewährt. Aber auch nicht angeschnittene Knollen sind leicht dem Verderb ausgesetzt, wenn sie dicht übereinander lagernd längere Zeit nicht bewegt werden. Es empfiehlt sich, sie möglichst so aufzubewahren, daß sie einzeln hängend einander nicht berühren, und frei von der Luft bestrichen werden können. Im klassischen Lande der Zwiebelkultur, in dem jetzt feindlichen Rumänien und dem näheren Orient, wird diesem Umstand schon dadurch Rechnung getragen, daß die, allerdings oft handteller-großen Zwiebeln mit Stroh zu langen Röhren (sogenannten Kränzen) geflochten, und so fix und fertig zum Aufhängen zum Kaufe angeboten werden, und zwar gleich ganze Wagenladungen voll. Bei unserem so erheblich geringeren Verbrauch kommen wir bei unserer Aufbewahrung auch schon mit einem längeren Ende Bindfaden aus. Man kann daran sehr gut die Zwiebeln einzeln hängend anbringen, wenn man aus dem Bindfaden eine Schlinge schürzt (wie eine Luftmaske bei der Hängelampe) den Zwiebelstiel durchsticht und den Faden nun festzieht.

Unsere Bilder

Die Kriegerheimstätten-Kolonie in Reichenbach (Oberlausitz). In Reichenbach, einer Stadt von 3000 Einwohnern an der Eisenbahnlinie Görlitz-Dresden, ist auf einer 95000 Quadratmeter großen Fläche eine Kriegerheimstätten-Kolonie begründet worden. Unser Anblick zeigt die Wohnstätten der Kolonie, welche aus Einfamilienhäusern besteht.

Kapitän Karl Schwarzkopf, der Führer des Untersee-Handelschiffs „Bremen“, das Ende September bei Long-Island in den Hoheitsgewässern der Vereinigten Staaten eintraf und dadurch die Richtigkeit der englischen Blockade der Welt aufs neue vor Augen führte. Der fähige Seemann wurde 1875 in Lübeck geboren und war bis zum Kriegsausbruch Schiffsoffizier des Nordd. Lloyd.

Generallieutenant Otto v. Staabs, der mit deutschen und Honvedtruppen die Rumänen aus dem Kohlenboden von Petrofany vertrieb. Der Vortrieb erfolgte mit großer Schnelligkeit, daß den Rumänen keine Zeit blieb, in dem wichtigen Kohlenbergwerk größeren Schaden anzurichten.

Allerlei

Also darum. Erster Student: „Na, Freund Spetber, Du trinkst Wasser! Hast wohl 'nen verben Kater.“ — Zweiter Student: „Das nicht, aber ich schreibe soeben an mein Vater um Geld, und da soll das Schreiben einen soliden Anstrich haben.“

Unverwartete Wirkung. In Spanien ist es Sitte, daß man den Namen seiner Frau seinem eigenen zufügt, und viele Angehörige des hohen Adels suchen die Vornehmheit ihrer Erscheinung dadurch zu erhöhen, daß sie sämtliche Titel, die die Familie ihrer Gattin zu führen berechtigt ist, mit den ihren vereinen. Ein heruntergekommener Edelmann suchte in einer türkischen Nacht Unterkommen in einem Dorfwohnhause, und auf die Frage des Wirtes: „Quien es?“ (Wer da?) antwortete er: „Don Diego de Mendoza Silva Ribero Guzman Pimental Dario Ponce de Leon Gumaga, Arerora Tellez y Giron Sandoval y Boras, Velasco Man.“ — „Halt, halt,“ unterbrach ihn der Wirt in der Aufzählung seiner Titel und Würden, „ziehet weiter mit Gott, ich hab' in meinem Hause nicht Platz genug, um auch nur die Hälfte von Euch unterzubringen.“ — J. C.

Kurze und wirksame Methode, Feinde zu verjöhnen. Am Tage vor der Schlacht von Trafalgar hatte sich der Admiral Collingwood mit einigen Kapitänen an Bord des Admiralschiffes „The Victory“ begeben, um von Nelson die letzten Verhaltensbefehle zu empfangen. Rotherham, der Kapitän von Collingwoods Schiff, fehlte. Nelson erkundigte sich nach demselben, und als man ihm sagte, daß der Kapitän und der Admiral nicht im besten Einvernehmen stünden, rief er: „Was, nicht im besten Einvernehmen?“ und sandte sogleich ein Boot ab, den Kapitän zu holen. Sowie letzterer das Schiff betreten hatte, sagte ihm Nelson an der Hand, führte ihn zu Collingwood, und indem er nach der französischen Flotte zeigte, rief er: „Seht, dort sind die Feinde!“ Die beiden Herren schüttelten sich die Hände und waren verjöhnt. St.

Der Stein Dantes. Man zeigt noch heute in der Nähe des Doms von Florenz einen Stein, auf dem Dante in seinen jungen Jahren zu sitzen pflegte, der jetzt freilich eingelassen ist in das Gemäuer eines Hauses. Es versammelte sich damals alles, was in Florenz Ansehen machte auf dichterische Begabung, auf der linken Seite der Kirche di Santa Maria del Fiore. Man sang und deklamirte Gedichte. Dabei saß der junge Dante auf jenem Marmorstein. Da trat eines Tages ein Mann zu ihm und sagte: „Herr, ich bin in Verlegenheit wegen einer Antwort und weiß nicht, wie ich mich herauswinden soll; da ihr so unterrichtet und gelehrt seid, könntet ihr mir helfen: Es handelt sich um die Frage: Welches ist der beste Wissen?“ — Ohne viel zu bedenken, antwortete Dante: „Ein Ei!“ — Ein ganzes Jahr verging, da saß der große Dichter wieder einmal auf seinem Steine. Plötzlich trat jener Mann auf ihn zu und fragte kurz und ohne Einleitung: „Womit?“ — Dante aber antwortete sofort: „Mit Salz!“ — Mit Recht bewundert man das Gedächtnis Dantes auch für solche geringfügige Dinge, denn zu derselben Zeit war sein Geist beschäftigt mit philosophischen, ge-schichtlichen und astronomischen Studien, mit denen ausgerüstet er sich dann in Bologna und Padua universelles Wissen erworb.

lich trat jener Mann auf ihn zu und fragte kurz und ohne Einleitung: „Womit?“ — Dante aber antwortete sofort: „Mit Salz!“ — Mit Recht bewundert man das Gedächtnis Dantes auch für solche geringfügige Dinge, denn zu derselben Zeit war sein Geist beschäftigt mit philosophischen, ge-schichtlichen und astronomischen Studien, mit denen ausgerüstet er sich dann in Bologna und Padua universelles Wissen erworb.

Gemeinnütziges

Eigenartiger Schmud für elektrische Stiehlampen. Die weißen Milch-glasgloden von Tisch- und Arbeitslampen, seien es nun Gasglühlicht- oder elektrische Lampen, haben leicht ein nüchternes, kaltes Aussehen, weshalb man sie meistens mit roten oder grünen Seidenschirmen verzieht. Dieses farbiges Licht vertragen aber nicht alle Menschen, ganz abgesehen davon, daß die Seidenschirme zu viel Licht wegnehmen. Deshalb sollte man es einmal mit folgendem graziösen Schmud der Gloden versuchen, der noch den

Vorteil hat, nichts zu kosten und deshalb oft ersetzt werden kann. Man schneidet von einem Mahonie- oder Flexstrauche passende kleine Zweige und füge sie recht lose und gefällig zu einem nicht zu dichten Blätterdach für die betreffenden Lampen zusammen, das man mittels feinem Blumenstrauch an den Gloden befestigt. Diese teils braunrot, teils dunkelgrün gefärbten, zierlichen Blätter heben sich äußerst reizvoll von den milchweißen Glasgloden ab. Sie wirken am Tage wie eine kostbare Verzierung aus Bronze. Den schönsten Anblick gewähren sie aber abends bei Beleuchtung. Das durchscheinende Licht hebt die schöne Zeichnung der Blätterformen scharf hervor, und die Farbe der Blätter wirkt ganz wunderhübsch. Eine mit diesem natürlichen Blätter-schmud verzierte Lampe gleicht einem eigenartigen Kunstwerk, und da die Blätter sehr hart und zäh sind, so halten sie sich lange Zeit frisch und ansehnlich. Zu Flexzweigen machen sich einige Büschel hinzugefügter roter Beerenzweige sehr reizend. Zum Weihnachtsfeste oder schon in der Adventszeit kann man noch einige Tannenzweige hinzunehmen. Namentlich auch bei den großen Glasgloden und Hängelampen sieht ein solches natürliches Blätterdach entzückend und anheimelnd aus. Selbst für Petroleumlampen ist dieser Schmud anwendbar, nur muß man der ausströmenden Hitze wegen die Blätter öfters erneuern, was aber keinen Schwierigkeiten begegnet, da Mahonie- und Flexzweige immer, also auch im Winter, zu haben sind. Die geschmeidigen Flexzweige lassen sich auch gut zum Verzieren von Fruchtstelen, Tafelaufsätzen, Vasen und Säulen verwenden. R.

Grünfütter für Stubenvögel im Winter gewinnt man durch Auslaß von Rüben, Hanf- oder Salatfamen in kleine Rapschen. Diese werden warm und feucht gehalten und liefern bald junge Pflänzchen.

Häufiges Frieren und Auftauen des Kopfsalates im Kasten muß möglichst verhindert werden, da das unbedingt Fäulnis zur Folge haben würde. Immerhin soll aber der Kasten nur frostfrei, nicht warm gehalten werden.

Aufzählung.

O	P	E	R
P	E	R	A
E	R	I	S
R	A	S	T

Arithmogriph.

- 1 2 3 4 5 6 7 8 9. Stadt in Voralberg.
- 2 7 3 2. Ein Baum.
- 3 2 7 8 9 2. Ein Singvogel.
- 4 7 2 6 2 8 5. Geometrische Figur.
- 5 7 2 6 4 2. Ein Mineral.
- 6 3 3. Ein Nebenfluß des Rheins.
- 7 2 6 1. Eine Lusterschnecke.
- 8 9 6 3 2. Südamerikanischer Staat.
- 9 6 3 1 2. Ein Festland.

Die Anfangsbuchstaben ergeben 1-9.

Heinrich Vogt.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Schachlösungen:

Nr. 164. 1) Le2 etc. Nr. 165. 1) Te3 etc.

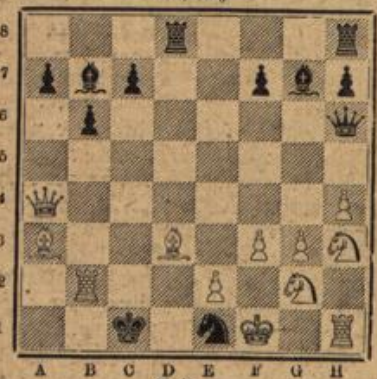
Nichtige Lösungen:

- Nr. 161. Von H. Brandt, Dudenhuben.
 J. Sinn in Wismar (Sellen).
 Nr. 152. Von H. Brandt, Dudenhuben.
 G. Hinderer in Untergröningen.
 Nr. 154. Von Hauptlehrer G. Hinderer in Untergröningen.
 Nr. 156. Von F. Köstchenruther in Börsheim. J. Sinn in Wismar.

Problem Nr. 166.

(New-York Sunday Herald 1889.)

Schwarz.



Mat in 2 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Anagramms: Neue, Treue — Des Homonym's: Mischel.
 Des Bilderrätsels: Carl Maria Weber.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Carl Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.